

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 26. Dezember 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Menschen nennen es Liebe!

Novelle von H. N e n s.

(Schluß.)

„Ruhm!“ Hertha erglühte über und über. „Wie könnte ich jetzt so etwas denken, ja darauf zu hoffen wagen. Ein Versuch, den ich machen will; mißlingt er, ergreife ich etwas anderes. Mein Leben muß fortan einen Inhalt haben, ich will auf eigenen Füßen stehen können. Berrinnt mein stolzer Traum, so gehe ich in ein Komptoir oder werde Postfräulein. Nur nichts Halbes, kein Dilettantismus!“

„Ja, was Hertha sein will, das ist sie ganz,“ sagte er mit einem bewundernden Blick. Da erscholl die elektrische Klingel.

Schneider strich sich, wie besinnend, über die Stirn. „Ach, Kollege Ortwin, den ich zu mir bitten ließ, eine schwere Mission, deshalb entfernte ich Frau und Kinder.“

„Dann gehe ich auch.“

„Nein, Sie müssen bleiben, alles hören. Wäre ich gläubig, würde ich Ihr Kommen Himmelsfügung nennen. Bitte, dort im Wohnzimmer entgeht Ihnen kein Wort.“

„Folge nur allzugern Ihrem heutigen Ruf; Herr Kollege, jedenfalls handelt es sich wieder um einen neuen Fund aus dem Nachlaß des sonderbaren alten Kunden dort draußen. Bin äußerst neugierig.“ Damit trat lächelnd, händereibend Ortwin über die Schwelle.

„Heute liegt die Sache doch anders!“ Schneider reckte sich zu seiner vollen Höhe auf und stand ernst, drohend wie die verkörperte Nemesis vor dem eleganten, jungen Mann.

„Heinz Ortwin,“ sagte er langsam, grollend, „ich habe Ihnen eine schreckliche Botschaft zu übermitteln. Der Apotheker Friedeborn in D., Sie kennen ihn?“

Dr. Heinz, der versuchte, sein altes, bezauberndes Lächeln festzuhalten, nickte nachlässig.

„Nun, dieser Mann, den ich achten, schätzen lernte, der mir in den wenigen Tagen fast zum Freunde wurde, hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß das Mädchen, die holde Frühlingblüte, deren Herz Sie in den vergangenen Sommertagen bethört hatten, um es dann achtlos von sich zu stoßen, daß dieses arme, heimatlose Kind in dem Schneeturm, den wir noch alle in graufiger Erinnerung haben, den Tod gefunden hat.“

„Ach!“

Es war nur ein einziger kurzer Laut, aber Hertha hörte den verzweifeltsten Aufschrei des bösen gequälten Gewissens heraus. Todtenbleich lehnte er an der Wand, und die zitternden Kniee schienen ihm kaum mehr zu gehorchen.

„Ein Unglücksfall, eine Unvorsichtigkeit jedenfalls?“ stammelte er endlich.

„Wohl kaum,“ jedes Wort kam langsam, wie ein schwerer Keulenschlag von Schneiders Lippen. „Hier dieses Brieflein, zerknittert, halb verwischt von Schnee und Thränen, fand man bei der Todten. Sie werden seinen Inhalt kennen, Heinz Ortwin, denn er ist von Ihnen und hat sie in den Tod getrieben.“

„Nein, nein, das kann und will ich nicht glauben. So schuldig ich erscheinen mag, auch für mich giebt es eine Rechtfertigung. Sie kennen den entsetzlichen Vater; konnte, durste ich in meiner Stellung die Tochter dieses verkommenen Trunkenbolds heimführen? Ich schrieb es ihr schonend, konnte ich diesen Ausgang ahnen?“

„Das müssen Sie mit sich und, wenn Sie wollen, einem höhern Richter abmachen. Mein Auftrag an Sie ist zu Ende!“

Ortwin verstand. Die Verachtung aller Hochgefinnten war nun sein Theil. Gewaltsam suchte er des Entsetzens, das ihm die Glieder lähmte, Herr zu werden. Regte sich nicht dort etwas im Nebenzimmer? Hertha Carus, ihr hoher Wuchs, ihr blonder Kopf — Wohl nur eine Vision, wie damals auf der Eisbahn, als er Klärchen in ihrem Sarge zu sehen geglaubt. Sein holdes, armes, gemordetes Klärchen!

Fieberschauer rüttelten ihn, er verhüllte die Augen mit der Hand und stürzte wie von Furien gepeitscht hinaus.

Aus tiefster Brust athmete Schneider auf. „Gottlob, das wäre vorüber. Ein Scherbengericht, ein Haberfeldtreiben im Kleinen. Den überlassen wir den Erinnern, hoffentlich werden sie ihn tüchtig packen. Doch —“ betroffen hielt er inne. Hertha war fast noch bleicher als Heinz selbst, und ein fremder, bitterer Zug lag um ihren festgeschlossenen Mund. Mechanisch, mit Augen, die nach innen blickten, ging sie auf die Thür zu.

„Sie wollen auch schon gehen? Meine Alte kommt die Minute zurück und hält Sie sicher über die Kaffeestunde hier fest.“

Sie schüttelte den Kopf. Nach dem eben Durchlebten dünkte es ihr unmöglich, Frau Paulas Klagen über die theuere Butter, die ewig zerrissenen Kinderstrümpfchen und das neue, impertinente Hausmädchen anzuhören. Nur fort, nur in die Einsamkeit, um auch das zu verwinden.

Wie gewohnt hielt sie ihm die Hand zum Abschied hin, merkte kaum seinen warmen Druck und ging. —

Lange blickte er ihr vom Fenster aus nach. „Liebe, wunderbares, unergründliches Geheimniß,“ murmelte er. „Eine Hertha und dieser Lasse! Unfaßbar!“

So stand er immer auf derselben Stelle, bis nahende Schritte, fröhliche Kinderstimmen die Heimkehr der Seinen ihm verriethen. Da ging er in sein kleines, dürftiges Arbeitszimmer und schloß hinter sich die Thür.

VIII.

Im Vorfrühling, als die heimkehrenden Staare ihre alten Brutstätten in den Gärten wieder aufsuchten und schüchtern sich die ersten Schneeglöckchen hervorwagten, wurden in Hochschulkreisen alle Gemüther durch zwei Nachrichten auf das lebhafteste erregt. Heimlich flüsterte man sich zu, daß der nach längerem Erholungsurlaub wieder eingetretene Dr. Ortwin sich nun doch mit Nenny Wildner, die plötzlich eine reiche Großtante beerbt habe, verloben werde, und laut und bedauernd erzählte man sich, daß Professor Carus andauernder Kränklichkeit wegen seine Pensionirung nachsuche. Und als der Sommer auf der Höhe stand, die reisenden Lehren sich im Winde neigten, da flogen die eleganten Verlobungsanzeigen und die schwarzgeränderten Trauerkarten den Bekannten fast gleichzeitig ins Haus.

Nenny Wildner sei wirklich eine glückliche Braut, hieß es. Der Triumph, über die schöne, gefeierte Hertha den Sieg davongetragen zu haben, leuchte ihr förmlich aus den Augen. Ja, das Glück verschöne.

Aber Ortwin schein sich trotz des Aufenthaltes im Süden nicht erholt zu haben. Bleich, nervös sei er gar nicht mehr der alte Heinz, der Herzbezwinger, der Salonlöwe. Ob ihm Hertha doch noch im Herzen stecke? So ping es hin und her.

Auch in den abgelegenen Vorstadtort, wo der Apotheker Friedeborn mit seiner Tante nach alter Weise fortlebte und den großen Schmerz seines Lebens mannhaft zu bekämpfen strebte, trug man diese Ereignisse. Schneider, den ein stetig wachsendes Wohlgefallen an den jungen Mann knüpfte, brachte die Kunde heraus. Auch heute saß er wieder in der altväterischen, von Blumenduft durchwehten Wohnstube am Kaffeetisch und that den selbstgebackenen Pfannkuchen der Bürgermeisterin alle Ehre an.

Er meinte es dem Apotheker schonend beibringen zu müssen, doch dieser sagte kalt lächelnd: „Värgst schon war ich darauf vorbereitet. Wer im Leben solch ein falsches Spiel getrieben, wie sollte der einer Todten wohl die Treue halten können! Ein argloses, unbeschütztes Mädchenherz zu umgarnen und dann achtlos zu zertreten, ist meiner Ansicht nach ein verbrecherisches Thun, für welches leider der Strafrichter keine Sühne kennt. Doch sprechen wir von etwas Anderem.“

„Ja, von etwas Besserem, Reinerem,“ nickte Schneider. „Kennen Sie Hertha Carus, die Tochter unseres verstorbenen Rektors? Wohl nicht?“

„D doch,“ meinte Hermann zögernd, „ich sah sie bisweilen auf der Straße.“ Daß er sie mit Ortwin zusammen gesehen hatte, ja, daß er die beiden eifersüchtig umspäht hatte und in Hertha die Nebenbuhlerin, die Räuberin von Märchens Glück gesehen, das sagte er nicht.

„Ein schönes Mädchen,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu. Schneider lachte. „Das hört sie aber gar nicht gern.“

„Nicht?“

„Nein, sie will vor allem ihrer andern Eigenschaften halber geschätzt werden. Sie besitzt ein selbständiges Denken, eine sich frei entfaltende Seele und zielbewußtes Streben. Sie ist auf dem besten Wege, sich unter dem Federvolk einen Namen zu machen.“

„Mit Ihrer Hilfe ve. muthlich?“

„Mir wurde es sehr leicht gemacht. In der Redaktion, an die ich klopfte, lobte man den flotten Stil, die feine Charakterdarstellung und die selbständige Lebensauffassung. Man lobte nicht nur, man druckte.“

Der junge Apotheker blickte sinnend in den blauen Sommerhimmel, ein melancholisches Lächeln umspielte seine Lippen: „Zwei, sehr verschiedene Mädchenschicksale,“ meinte er leise. „Ja, die eine die an ihrer Liebe zu grunde ging, sie grüßt uns wie ein Märchen aus längst vergangenen Tagen; die andere, die sich an den Klippen höchstens wund stößt, eine in sich gefestigte Natur, die sich durch eigene Kraft durchringt, das ist das Weib von heute.“

„Ja mein Lieber, so ist es,“ sagte Schneider aufstehend und seinem Gastsfreund die Hand zum Abschied reichend, „das Leben ist unerbittlich.“ —

Und wieder war der Frühling ins Land gezogen in seltener Pracht und Schönheit. Goldregen und Flieder standen in voller Blüte, darüber spannte sich der blaue Himmel, und jubelnde Kinder- und Vogelstimmen überall.

Hertha Carus saß in ihrem Stübchen, müde und abgesspannt, voller Sehnsucht nach der Frühlingsherrlichkeit draußen. Ein angefangenes Manuskript lag vor ihr, daneben ein Brief aus der Redaktion. Sie nahm ihn zur Hand und las ihn aufmerksam; dann schrieb sie an ihrem Manuskript, änderte, schrieb wieder und ein peinvoller, nervöser Zug legte sich über ihre Stirn. Ach! es war doch unsagbar schwer, dieses Arbeiten „auf Bestellung“, dieses „Stutzen müssen“ der reichen Phantasie, der besten Gedanken. Doch die Arbeit durfte den Raum nicht überschreiten, sie durfte auch bei Leibe nach keiner Seite hin anstoßen, aber es war ein geachtetes Blatt, für das sie arbeitete und — es zahlte gut.

Hertha brauchte die Bezahlung, sie hatte fast ohne Hülfe ganz allein für ihre kränkliche, fast gebrochene Mutter und für die kleine Schwester zu sorgen. Sie mußte es als ein großes Glück betrachten, daß angelehene Verwandte die Sorge für die Brüder übernommen hatten. Wie still war es in dem einst so lebhaften Hause geworden, seit die Jungen fort waren! Fast mit Gewalt zwang sie sich wieder zu ihrer Arbeit; da fiel ein Schatten über ihre Schulter, und vor ihr stand Schneider erhitzt, bestaubt, einen großen Strauß von Mohn, Feldnelken und blauen Glockenblumen ihr entgegenhaltend.

„Einen Gruß vom Frühling,“ sagte er dabei herzlich, hielt aber besorgt ihre Hand fest, als sie so müde und hohläugig zu ihm aufjah.

„Es ist nichts,“ beruhigte sie ihn auf seinen fragenden Blick; „ich sehne mich nur hinaus aus der Stadt, hinaus aus dem Straßenlärm und Häusergewirr. Ich habe eine so grenzenlose Sehnsucht nach Wald und Stur, ich möchte in ein kleines, stilles Haus, umgeben von rauschenden Bäumen; dort würde ich wieder gesund, dort fände ich wieder Muth und Kraft zur Arbeit.“

Schneider war still geworden, ihn beschäftigte etwas, aber er sagte nichts und empfahl sich mit einigen tröstenden Worten.

Als er nach ein paar Tagen wieder kam, leuchtete sein gutes Gesicht.

„Heute machen wir einen Spaziergang, Fräulein Hertha, einen richtigen Frühlingsbummel; unten wartet bereits meine Frau mit den Buben, machen Sie sich schnell fertig und das Schwesterchen, das Lottchen, nehmen wir mit.“

Hertha konnte den gutgemeinten Worten des Freundes und den bittenden Augen des Kindes nicht widerstehen. Schnell verständigte sie das kleine Dienstmädchen, welches die Mutter von ihrem Vorhaben benachrichtigen sollte, sobald diese von dem Mittagsschlummer erwacht war. Dann machten sich alle auf den Weg.

Erst ein Stückchen Bahnfahrt; dann ein Stückchen Landstraße; dann ein Feldweg zwischen Kornfeldern und Wiesen, und endlich tauchte der kleine Ort auf; die Apotheke mit den goldglänzenden Buchstaben, etwas abseits das kleine, verlassene Häuschen, das einstige Heim Märchens.

Der Professor wies darauf hin. „Würde es Ihnen hier gefallen, Fräulein Hertha, es ist zu vermieten?“

Sie schrie fast auf vor freudiger Ueberraschung. So, ganz so hatte sie sich ihr kleines Paradies geträumt, und nun stand es vor ihr in greifbarer Wirklichkeit! Ja, hier könnte sie schaffen und arbeiten, hier vergessen. Ihr Blick flog bald zum Professor, bald zu dessen Frau.

„Erst abwarten, Kindchen,“ schmunzelte Schneider, „wer weiß, vielleicht genügt Ihnen das Innere nicht, es ist kein modernes Stadthaus.“

Ungeduldig wartete Hertha auf das Oeffnen der Thür, blitzschnell durchslog sie die zwar kleinen, aber mit reizender Behaglichkeit ausgestatteten Zimmer; es war über ihre Erwartung nett, und sie ward plötzlich niedergeschlagen.

„Wir werden den Preis nicht zahlen können,“ stotterte sie.

Schneider nannte den verlangten Miethzins, er war so niedrig, daß Hertha wieder ein mißtrauisches Gesicht machte.

„Es ist wirklich kein frommer Betrug dabei, Fräulein Hertha,“ sagte die Professorin, Herthas Miene richtig deutend, „sehen Sie, beim besten Willen könnten wir keine gütige Fee spielen, denn“ — ihr Blick fiel auf ihre Bubenstube — „Sie kennen Ausgaben und Einnahmen.“

„Die Sache ist die,“ nahm Schneider das Wort, „den Besitzern, den Apothekern nebenan, ist die Hauptsache, wer ihr Häuschen bezieht, sie wollen es nur in guten Händen wissen und kein glänzendes Geschäft damit machen. Aber, wollen wir nun nicht herüber gehen und die Sache zum Abschluß bringen? Sie bekommen prächtige Wirthsleute.“

Sie gingen herüber und kamen bald ins Meine; schon in nächster Zeit sollte der Umzug stattfinden. Die Frau Bürgermeister sah Hertha zum ersten mal und blickte voll Theilnahme in das schöne blasse Gesicht. Auch Hermann trat hinzu. Das traurige Erlebnis hatte ihn noch stiller und verschlossener gemacht, aber es war ihm, als hätte er Hertha etwas abzubitten, und einem plötzlichen Impuls folgend, reichte er ihr warm die Hand, sie als künftige Nachbarin begrüßend. Scheu sah sie zu ihm auf. Also das war der Mann, der so treu und ausdauernd zu lieben verstand und keinen Lohn dafür begehrte, als das Glück der Geliebten! Nichts Verbittertes lag in diesen Zügen; voll grenzenloser Güte blickten die klugen, tiefen Augen aus dem blassen, unregelmäßigen Gesicht, darüber eine Stirn, die von Denken und Grübeln sprach.

„Warum nur hatte er keine Gegenliebe erringen können?“ dachte Hertha.

So standen sich diese beiden Menschen einander gegenüber, von denen einer so viel von den Schicksalen des andern wußte, ohne daß der Betreffende es ahnte, einen Moment nur, aber doch lange genug, um einen tiefen Eindruck zu hinterlassen.

* * *

Die Sommertage waren verflogen. Ueber der Erde, die sich mit ihren schönsten Farben geschmückt hatte, lag ein goldener Herbsttag, lag jene Lautlosigkeit und Stille der Luft, die sich trotz aller Farbenpracht so beklemmend aufs Herz legt, die so traurig stimmt. Aber die drei Menschen in der rothumspinnenen Weinlaube des kleinen Gärtchens fühlten nicht die Melancholie der scheidenden Pracht, sie sahen nur deren Schönheit, die zu dem Frieden in ihrem Herzen so gut stimmte.

Die Frau Bürgermeister hatte bald Freundschaft geschlossen mit der kränklichen, immer hülfbedürftigen Professorin; beide Frauen, denen das Schicksal viel zu tragen gegeben, hatten sich schnell zu einander gefunden.

Ihnen gegenüber saß Hermann. Für den oberflächlichen Beobachter derselbe unscheinbare, blasse Hermann; für das sorgende Auge der Frau Bürgermeister ein anderer, ein kraftvollerer Mensch, dem eine neue Lebensfreudigkeit aus den Augen zu leuchten begann. Diese Augen suchten nun unruhig umher.

„Wo nur Hertha bleibt!“ meinte die Tante.

„Sie wird zu thun haben.“

Da kam die Erwartete den Gang herunter. Das einfache schwarze Kleid hob die ebenmäßigen Formen und die jetzt so frischen Farben des schönen Mädchens auf das Vortheilhafteste hervor; im Vorbeigehen hücte sie sich und steckte ein paar späte, weiße Astern in den Gürtel. So kam sie langsam heran, ein beschriebenes Blatt in den Händen.

„Nun, Hertha,“ sagte die Mutter, „Du wolltest ja Schneiders entgegen gehen, Gottchen ist schon voraus gesprungen.“

Auch Hermann hatte sich erhoben, wie selbstverständlich trat er an die Seite des jungen Mädchens. Diese drehte erregt das Blättchen in ihren Händen. Dann sagte sie im langsamen Weiterschreiten: „Ich möchte Ihnen dies kleine Gedicht geben, es ist nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, nur für Sie, ganz allein.“

Mit zitternden Fingern reichte sie ihm das Blatt, welches „Märchen“ überschrieben war, und angstvoll hasteten ihre Augen an seinen Zügen, während er las. Nein, das war kein wühlender, brennender Schmerz mehr, der aus ihnen sprach, nur eine tiefe Nührung, eine leise Wehmuth zog darüber hin, dann aber ruhten seine Augen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf ihr, die mit gesenktem Haupt neben ihm herschritt.

In der Laube aber verstummte das Gespräch zwischen den beiden Frauen, sie blickten den Davonschreitenden nach; dann sahen sie sich glücklich in die Augen und reichten einander stumm die Hände.

(Nachdruck verboten.)

Im Dorfkirchlein.

Weihnachtserzählung von Marie Stahl (St. Johann.)

„Man kann doch nicht immer in Sack und Asche sitzen und beten, Herr Pastor!“

Gisela hatte eine feine Zigarette zwischen den rothen Lippen und blickte den jungen Geistlichen so übermüthig aus ihren dunklen Schelmenaugen an bei diesen Worten, daß es ihm schwer wurde, die ernste Miene beizubehalten.

„Gewiß nicht. Man soll nur zur rechten Zeit beten und zur rechten Zeit lachen. Die Kirche ist nicht der geeignete Ort, um Scherze zu treiben, und wenn Sie nicht eine Stunde ernsthaft bleiben können, ohne andere in ihrer Andacht zu stören, dann wäre es gewiß besser, Sie blieben dem Gottesdienst fern.“

Er sagte es ohne Schärfe, ganz milde und freundlich, aber sie wurde dunkelroth und warf den Kopf trotzig zurück.

„Ich war ganz ernsthaft und andächtig. Was kann ich aber dafür, wenn diese Dorfkirchen und Dorfgottesdienste so urkomisch sind? Es war zu spaßhaft, wie die Schulkinder immer um drei Strophen voraus waren mit ihrem Weihnachtshymnus und der alte Küster mit der Orgel hinterdrein jagte. Ich hätte es vielleicht noch ausgehalten, aber da flüstert mir mein Vetter, dieser gottlose Mensch, zu: „immer feste, August, Du gewinnst noch,“ und natürlich war es um meine Fassung geschehen.“

Jetzt war eine dunkle Blutwelle dem jungen Pfarrer zu Kopf gestiegen bei der Verunglimpfung seiner geliebten Kirche.

„Bieten Ihnen denn diese Dorfgottesdienste, die Sie komisch nennen, nichts weiter als den mangelhaften Gesang?“ fragte er mit einem Blick, der in die Seele des jungen Mädchens zu dringen schien.

„O — natürlich — ja — aber — — —“

In diesem Augenblick spielte jemand in dem angrenzenden Saal einen entzückenden Walzer; ein flotter, junger Kavallerie-leutnant flog sporenklirrend auf Gisela zu und mit lachendem Uebermuth machte sie dem Pfarrer einen Knix, um mit ihrem Partner durch die Thür auf und davon zu walzen.

Der Geistliche war einen Augenblick allein in dem kleinen lauschigen Teppichgemach, auf dessen tiefrothe Atlasmöbel und Portieren ein flackerndes Ofenseuer und eine rubinfarbene Ampel Lichtfunken verstreuten. Der feine, diskrete Duft, der Giselas Gewändern und ihrem üppigen Lockenhaar eigen zu sein pflegte, erfüllte noch die warme Zimmerluft.

Erschrocken fuhr er wie aus einem Traum auf, als jetzt die Hausherrin, eine alte Dame mit silberweißem Scheitel, im grauen feinen Wollkleid, mit freundlicher Anrede zu ihm trat.

Sie plauderte mit ihm über das bevorstehende Fest, über die Weihnachtsbescheerung für die Schulkinder, für die Armen und

Alten im Dorf, über die Ausschmückung der Kirche zur Christmesse am heiligen Abend und über die Feier im eigenen Hause, zu der sie ihn einlud.

„Ihr Vorgänger hat das Fest stets mit uns gefeiert und so dürfen auch Sie uns nicht fernbleiben,“ sagte sie mit warmer Herzlichkeit.

Der junge Mann stammelte eine Entschuldigung. Er pflege am heiligen Abend die Predigten für die Weihnachtstage zu memorieren, auch wolle er eine kleine Feier im eigenen Hause veranstalten, zu der er seine Konfirmanden geladen — gnädige Frau wollen entschuldigen u. s. w.

Frau von Pramnitz konnte dagegen nichts einwenden, schien aber enttäuscht. Eine Weihnachtsfeier ohne den Herrn Pfarrer sei gar kein richtiges Weihnachten, sie sei es von jeher gewohnt. Und es müsse doch recht einsam für ihn sein in seinem Junggesellenheim. So versprach er schließlich, wenigstens auf ein Stündchen herüber zu kommen, und verabschiedete sich sogleich.

Im Saal wurde immer noch flott getanzt, als er durch den tief verschneiten Park dem Dorfe zuschritt. Unter einer Tannengruppe stand er eine Weile regungslos und blickte zurück auf die hellerleuchteten Fenster, an denen die Paare wie Schatten vorüberflogen.

„Heimliche Liebe, heimliche Liebe, heimliche Via — Via — Viabe —“ der alte Gassenhauer tönte ihm lockend und neckend im Walzertakt nach, noch lange, lange, bis in sein stilles Pfarrhaus hinein.

* * *

Wie ein Gewölbe aus klarem, schwarzblauen Glas mit tausenden von funkelnden Demantsteinen besetzt, stand der Sternenhimmel über dem kleinen, schneebedeckten Dorf und in feierlichen Schwingungen schwebten Glockentöne vom Kirchturm über die Dächer der Häuser und Hütten bis weit hinaus in die stillen Felder. Sie sangen das Hohelied von der stillen, heiligen Nacht.

Aus allen Thüren im Dorfe traten dunkle Gestalten und pilgerten dem Kirchlein zu, aus dessen erleuchteter Pforte Orgellaut strömte. Vom Herrenhof kam ein ganzer Zug von Kirchgängern, die alten Herrschaften voran und in ihrem Gefolge die Kinder und Enkel, ihre Weihnachtsgäste, und endlich die Beamten und Dienstboten.

Gisela und ihre Koufine Erna waren vorausgeeilt und hatten sich heimlich auf das Orgelchor gestohlen, wo sie jetzt im Schatten eines Pfeilers dicht aneinandergeschmiegt saßen.

Auf dem Altar des Kirchleins strahlten zwei Christbäume im Glanz duftender Wachskerzen und alle Kirchenstühle und Pfeiler waren mit Tannenreisern und Kerzen geschmückt.

Langsam sammelte sich die Gemeinde unten im Kirchenschiff unter viel Hüfteln und Häuspern und harten Tritten schwerer Lederstiefel auf den backsteinernen Fliesen. Der alte Lehrer prälubirte leise auf der Orgel, während die blondköpfige Schuljugend sich flüsternd und aufgereggt um ihn scharte.

„Mir ist so wunderfelig zu Muth, Erna, ganz so wie als ein Kind, als ich unter Wonneshauern überall das Christkind zu sehen und zu hören glaubte,“ flüsterte Gisela ihrer Koufine zu. „Ach, ich habe einen so großen, ganz unmöglichen Weihnachtswunsch auf dem Herzen, aber Du räthst es nicht, es ist etwas ganz Unmögliches!“

„Ich kann es mir schon denken; entweder das süße braune Sammet-Kostüm mit Zobel von Gerson oder ein Eisbärenfell für Dein Erkerstübchen zu Hause.“

„Hör' auf, mein Wunsch geht himmelweit darüber hinaus. Aber er ist hoffnungslos.“

„O, jetzt weiß ich! — Hoffnungslos nennst Du das? Warum sollst Du denn Albert nicht heiraten? Er ist zwar noch nicht einmal Oberleutnant, aber Deine Eltern und Großpapa werden Euch schon die nöthige Zulage geben. Oder meinst Du etwa, er ei nicht ebenso in Dich verliebt wie Du in ihn?“

„Gott steh mir bei! Ich in Bertel verliebt? Man ist doch nicht verliebt in jemand, mit dem man von früh bis spät Tollheiten treibt und dumme Streiche macht! Ach, Erna, Du ahnst ja das Entsetzliche nicht; jemand, der ganz unerreichbar, hat es mir angethan!“

„Um Gotteswillen. Du wirst Dich doch nicht in Onkel Fritz mit dem Stockschnupfen oder in Deinen Musiklehrer mit acht Kindern verliebt haben?“

„Aber Erna! Still — da kommt er!“

Der junge Pfarrer trat in diesem Augenblick vor den Altar und rief seiner Gemeinde den Weihnachtsgruß zu: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Fassungslos vor Erstaunen starrte ihn Erna an und ein Licht ging ihr auf. Aber das war doch beinahe unmöglich! Gisela stand ja stets auf Kriegsfuß mit ihm und war die ärgste Reherin, die man sich denken konnte! Sie war die einzige in der Familie, die ihn stets provozirte und kränkte!

Freilich, er war kein gewöhnlicher Landpfarrer — Bertel sagte neulich: „schade um die schöne Gardefigur!“ und dazu der Johanneskopf mit den machtvollen Augen, die auch flammen konnten! Und predigen konnte er, wie ein Prophet aus dem Alterthum!

Aber — eine Landpastorfrau — Gisela mit ihren Zigaretten und modernen Ideen eine Landpastorfrau! Das war ja zum lachen!

Ehe Erna sich von ihrem maßlosen Erstaunen erholt, hatte der Pfarrer das Weihnachtsevangelium verlesen und begann seine Predigt, der er die Textworte zu Grunde legte: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Er war bleicher als gewöhnlich und begann sehr ruhig, aber immer mächtiger, immer gewaltiger riß ihn die Glut seiner Empfindungen hin.

Es war ein Siegeslied der Liebe, das er jauchzend der Welt verkündete, jener Liebe, die zur Finsterniß spricht: „Es werde Licht“ — und zum Sünder: „heute wirst Du mit mir im Paradiese sein!“ Die allem Elend, allem Jammer der Welt die Arme schützend entgegenbreitet, die dem Starken, dem Gewaltigen, der seinen Fuß auf den Nacken der Schwachheit setzen will, ein Halt gebietet, und den Schwachen aus dem Staube hebt, die ihr Herzblut hingiebt in Strömen, ohne zu fragen: welcher Lohn wird mir? Jener Liebe, die den grausamen Daseinskampf und das Recht des Stärkeren verwandelt in das Streben nach sittlicher Gerechtigkeit und dem Tode seinen Stachel nimmt.

Hingerissen, alles um sich vergessend, lauschte Gisela, weit vorgebeugt, die großen, thränenhimmernden Augen wie gebannt auf den Redner geheftet.

Und so begegneten sich die Blicke beider.

Da ging es wie ein Siegesleuchten über das Antlitz des jungen Pfarrers und er schloß seine Rede mit dem Jubelruf: „ob auch die Weissagungen aufhören werden — ob die Erde aufhören wird, auf der Sonnenbahn zu wandern — ob die Sonne selbst am Himmel erlischt — Die Liebe höret nimmer auf!“

Der alte Küster intonirte jetzt leise prälubirend das schönste aller Weihnachtslieder, da erhob sich auf Verabredung Gisela, trat dicht an die Brüstung des Chors und sang mit weicher, zuerst leise zitternder, dann immer mächtiger anschwellender Stimme das Hohelied des Festes:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Regungslos, mit auf der Brust gefalteten Händen, wie entrückt aus dieser Welt, stand der Pfarrer und lauschte.

Die Glocken läuteten jetzt den Schluß der Feier, der Bann der Andacht war gebrochen und geräuschvoll drängten alle hinaus in die schneeklare Nacht.

Gisela wartete, bis die Kinderschar die Treppe vom Orgelchor hinabgepollert war, und so befand sie sich plötzlich als Letzte

im Gotteshaus, in dem der Küster eben anfing, die Herzen an den Weihnachtsbäumen auszulöschen.

Als sie langsam die Holztreppe hinunter schritt, stand am Fuße derselben der Pfarrer vor ihr.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er tiefbewegt und streckte ihr die Hand entgegen. Sie legte die kleine, weiche Hand fest in die seine und sah ihn mit feuchtschimmernden Augen an.

„Die Liebe höret nimmer auf,“ stand in diesen Augen und er verstand ihre Sprache. Und während der alte Thurm über ihnen dröhnte und hallte vom ehernen Klang der Glocken, standen sie wortlos Herz am Herzen, das junge Weib und der selige Mann. Alles Weltliche, alles Außerliche, alle Eitelkeit und aller nichtige Schein, die trennend zwischen ihnen gestanden, waren wie fortgeweht, vernichtet und ausgelöscht vor der göttlichen Allmacht des Wortes: „Die Liebe höret nimmer auf!“

Und die Liebe feierte ihr Siegesfest auf Erden.

(Nachdruck verboten.)

Frau Perchta.

Aus der Weihnachtszeit von Bernhard Ohrenberg.

Friedliche Sonntagsruhe herrscht in der alten Handelsstadt an der Ostsee; eine dicke Schneedecke hat Giebel und Simse der ehrwürdigen Patrizierhäuser mit losem, weißem Flaum verbrämt und die Straßen in eine glatte Schlittenbahn verwandelt.

Das ist das richtige Weihnachtswetter, wie es unsere Kleinen sich wünschen; nun können die Knaben ein lustiges Gefecht mit Schneebällen auskämpfen, und der Jubel ist groß, wenn eine Schneebombe auf dem Haupte des Betroffenen plakt. Auch ist es ein prächtiger Zeitvertreib, in eifriger Arbeit einen drolligen Schneemann aufzubauen, der dann breit und prozig dasteht und mit dem läfeweisigen Gesicht die Späßen schreckt.

... Im Salon des Wein-Großhändlers Bernardi ist ein kleiner Kreis von Verwandten und Freunden zu traulicher Plauderstunde vereinigt; — das Soeben noch lebhaft geführte Gespräch stockt plötzlich, da wird hastig die Thür geöffnet und die Bernardischen Kinder treten ein. Voran die flachhaarige Gertrud, deren rosiges Gesichtchen von der molligen Pelzkappe umrahmt ist; sie hält in der kleinen Faust, umhüllt vom weißen Wollhandschuh, eine Peitsche. Nach ihr kommt der ältere Bruder Hugo, ein kräftig gebauter, dunkellockiger Knabe mit fröhlich blinkenden Augen. Nach artiger Begrüßung der anwesenden Gäste eilen beide auf die Mutter zu. Gertrud bittet:

„Ach, liebe Mama, erlaubst Du, daß wir noch ein Stündchen Schlitten fahren? — Hugo will sich als Pferd vorspannen.“

Schmeichelnd ergreift der Knabe die Hand der Mutter und bittet: „Erlaube es doch, Herzensmama! Valentin wird uns auch begleiten.“

„Der Valentin verwöhnt Euch viel zu sehr,“ spricht Frau Bernardi in leise schmollendem Ton, — sie ist nämlich ein wenig eifersüchtig auf den alten, treuen Diener, der die Kinder seines Herrn abgöttisch liebt.

„Wozu braust Du denn die Peitsche, kleine Maus?“ fragte eine anmuthige junge Frau, die sich im Schaukelstuhl wiegt.

„Nun, das kannst Du Dir doch denken, Tante Sontheim; — wenn mein Pferdchen nicht flink trabt, dann bekommt es Hiebe, — thut aber nicht weh!“ fügt die kleine Despotin mit schelmischem Lächeln gnädig hinzu.

„Na, dürfen wir, Mama?“ mahnt Hugo ungeduldig.

„Trollt Euch nur, aber bleibt nicht zu lange fort — vielleicht kommt heute Abend der Knecht Ruprecht,“ sagt Frau Bernardi und giebt ihrem Knaben einen lieblosenden Schlag.

„Ach, — der Ruprecht! — Wenn er's nicht besser kann,“ antet die spöttische Antwort, und Trudchen ruft lachend:

„Es ist ja doch nur der Onkel Paul im Schafpelz.“

Nachdem die Geschwister das Zimmer verlassen haben, wendet sich Herr Bernardi belustigt zu seinem Schwager: „Hast Du die Kritik Deiner vorjährigen Leistung gehört?“

„Weider!“ bestätigt lächelnd Professor Wolfram.

Der gelehrte Herr ist zwar in den Volksfagen aller Länder bewandert, besitzt aber wenig mimisches Talent.

Vom grauen Winterhimmel rieselt der Schnee auf's Neue sanft herab; — wenn die großen Flocken durch den Lichtkreis der Laterne schweben, glänzen sie wie silberne Sterne.

„Frau Holle schüttelt schon wieder tüchtig ihre Betten,“ spricht die vermittelte Frau Forstrath Bernardi; die alte Dame sitzt dicht am flackernden Kaminfeuer und ist eifrig mit einer Filet-Arbeit beschäftigt.

„Aber, verehrte Tante, heute könntest Du doch die fleißigen Hände ruhen lassen, — Arbeit am Sonntag ist ja verboten,“ spricht der Hausherr neckend.

„Nein, nein, das lasse ich mir nicht wehren, lieber Nefte,“ entgegnet lächelnd die Greisin, „Arbeit ist mir ein Bedürfnis, und wenn Weihnachten so nahe ist, muß man sich spulen. — Du weißt, ich stamme noch aus jener alten Zeit, wo die Töchter niemals die Hände müßig in den Schooß legen durften. Lang', lang' ist's her, als in meinem Geburtsorte, der tief in den Harzbergen versteckt liegt, an den langen Winterabenden noch lustig die Spinnräder schnurrten. Da versammelten sich die jungen Mädel bei meiner Mutter im stillen, gemüthlichen Pfarrhause; wir waren eifrig bestrebt, unser Garn so fein als möglich zu spinnen, damit wir in Ehren bestehen konnten, wenn während der heiligen „Zwölfnächte“ Frau „Perchta“ in der Spinnstube Umschau hielt. Ich will nicht verschweigen, daß damals in den einsamen, abgelegenen Dörfern der Aberglaube in üppigster Blüte stand. Meine Großmutter war schuld daran, daß wir Mädchen uns heimlich vor dem unsichtbaren Walten der alten Heidengöttin Perchta gruselten; die alte Frau pflegte in ihrem Polsterstuhl am dickbauchigen Kachelofen zu sitzen, und war unermüdet im Erzählen von alten Sagen und Spukgeschichten, obgleich das in ein ehrbares Pfarrhaus nicht paßte. Sie verstand es, die wunderbarsten Begebenheiten so überzeugend zu schildern, daß es uns Mädchen manchmal eiskalt über den Rücken rieselte. — Wenn das Wetter stürmisch war, und der Schrei des Räuzchens bis in's stille Zimmer drang; — der Wind ätzend durch den Schornstein fuhr, und die kahlen Zweige des Apfelbaums vor dem Fenster wie mit knöchernen Fingern an die Scheiben pochten; — der Hofhund winselte, und die Schindeln vom Dach prasselten; — dann behauptete die Großmutter, daß der „wilde Jäger“ durch die Lüfte brause, — und wir rückten ängstlich noch dichter zusammen. — Aber wie glücklich und zufrieden waren wir alle in jener fernliegenden Zeit, als das Spinnrad noch in Ehren gehalten wurde.“

Frau Bertha Sontheim wendet sich zu der Greisin und spricht: „Haben Sie Dank, Frau Kath, für Ihre lebhafteste Schilderung der Spinnabende, die noch jetzt in meiner Heimat Kärnten üblich sind; sowohl noch dort, wie in den anderen südslawischen Ländern, auch in Siebenbürgen, ist das Spinnrad, dieses ehrwürdige Hausgeräth noch in voller Thätigkeit. In den Spinnstuben herrscht harmlose Fröhlichkeit, man scherzt und lacht, schmaust Aepfel, zum „Rehen“ der Lippen und singt Lieder, die bisweilen recht schwermüthig klingen, oft aber von ledem Humor gewürzt sind. Frau Perchta, der Rocken und Spinnrad seit uralter Zeit geweiht sind, spielt dort noch eine wichtige Rolle; an ihren Kultus erinnern Bräuche, wie „Perchtenlaufen“ und „Perchtenspringen“, die während der „Zwölfnächte“ in südlichen Alpenländern geübt werden. Es herrscht dort auch die Sitte, daß nicht Knecht Ruprecht vor den Kindern erscheint und sie straft oder beschenkt, sondern Frau Perchta übernimmt diese Rolle.“

„Und in welcher Gestalt zeigt sie sich?“ fragt Professor Wolfram.

„Weider nicht mehr als die glänzende, Nicht verbreitende hehre Göttin, auch nicht als die düstre Todesgöttin Hel, mit der sie identisch ist, sondern als Furcht erweckendes altes Weib.“

„Das ist die Folge jenes unseligen Aberglaubens, der die Hexen-Verbrennungen hervorrief,“ erläutert der Professor. „Als man den gewaltigen Heidengott Wotan zum Teufel mit dem Pferdefuß begratete, mußte die holde Beschützerin häuslichen Fleißes, die auch unter dem Namen „Frau Holle“ verehrt wurde, es erdulden, daß sie im Volksglauben zum Berrbild einer Hexe umgewandelt ward.“

„Ach, liebe Freundin, erscheinen Sie doch heute Abend als Frau Bertha, an Stelle des Anecht Ruprecht, der bei meinen Kindern in Mißkredit gerathen ist, wie Sie wissen,“ spricht die Hausfrau bittend im Flüßerton.

„Mit Vergnügen will ich den kleinen Mummenschanz vollziehen, wenn Sie über die nöthigen Requisiten verfügen, zu denen auch eine graue, langsträhnige Perrücke gehört,“ entgegnet Frau Sonthheim leise.

„Die ist vorhanden, es wurde eine gebraucht, als wir kürzlich bei den lebenden Bildern den König Lear darstellten; auch ein Hexengewand muß in der alten Truhe liegen; doch bitte verrathen Sie nichts.“

— — „Aber wo bleibt denn heute Euer liebenswürdiger Hausarzt? — er kommt doch sonst regelmäßig am Sonntag,“ fragt die Forsträthin ihren Neffen.

„Wahrscheinlich muß er in seinem Beruf thätig sein, verehrte Tante.“

„Er ist ein so feiner, kluger und solider Herr; — möchte wohl wissen, weshalb der sich keinen Hausstand gründet,“ bemerkt die alte Dame kopfschüttelnd.

Frau Bertha Sonthheim fühlt, wie das Blut jäh in ihre Wangen strömt, sie wendet sich ab und schürt das Feuer im Kamin.

Herr und Frau Bernardi tauschen lächelnd einen verstohlenen Blick; — es ist öffentliches Geheimniß, daß die junge sehr begüterte Wittve innige Hunsigung zu dem allgemein beliebten, hochbegabten Doktor Wellbach hegt; — der junge Arzt erwidert auch lebhaft diese Neigung, zögert aber, eine Entscheidung herbeizuführen, weil die reizende und vielumworbene Dame in der Vertheilung von Körben schon sehr freigebig war.

„Lupus in fabula! — wenn man von ihm spricht, ist er da,“ ruft Professor Wolfram lachend, als soeben die hohe Gestalt des Arztes im Rahmen der Thür sichtbar wird.

Doktor Wellbach hat ein lebhaftes Temperament, er bewegt sich so elastisch und rasch, wie er spricht; eine Minute genügt ihm den Hausherrn, dessen Gattin und Wolfram zu begrüßen, nach dem Befinden der Kinder zu fragen, und die alte Frau Forstrath durch einige herzliche Worte zu erfreuen; als sein Blick über die schlankte Gestalt von Frau Sonthheim gleitet, die ihm, freudig bewegt, die Hand zum Gruße reicht, verschönt ein glückliches Lächeln sein geistvolles Gesicht.

„Hast Du etwas Gutes gefunden, — neulich bei der Auktion?“ fragt der Professor seinen Schwager.

„Bitte, urtheile selbst,“ mit diesen Worten entnimmt Bernardi dem Büchererschrank eine Ledermappe, die mit alten Kupferstichen angefüllt ist.

Die Kunstblätter gehen von Hand zu Hand, auch Frau Sonthheim mustert sie und winkt lachend den Professor an ihre Seite:

„Schauen Sie nur wie drollig! — Die mittelalterliche Justiz entbehrte, trotz ihrer grausamen Strenge, doch nicht ganz des Humors. Der Kupferstich illustriert die Strafe des Eselritts, der über alle Frauen verhängt wurde, die den Pantoffel gar zu derb über ihren Eheherrn schwingen, und dadurch bei den Nachbarn Aergerniß erregten.“

Wolfram betrachtet lächelnd das Bild und spricht:

„Diese Strafe, die sowohl Mann als Frau der öffentlichen Verspottung preisgab,“ wurde von der Obrigkeit gar nicht selten diktiert; es bestand sogar in vielen Städten das „Eselrathen“, das eine ortsansässige Familie von alters her verpflichtete, den erforderlichen Esel zu dieser Exekution zu stellen.“

Auch Doktor Wellbach ist näher getreten und deutet auf die Reiterin, die statt des Zaums den Schwanz des Grauhiers in der Hand halten muß, mit den Worten: „Es ist lustig zu schauen, wie trugiglich das schmucke Weibchen auf die lachenden Gaffer blickt, und welchen kläglichen Eindruck ihr alter Mann macht, der den Esel führt.“

„Sie scheinen die Frau, die den Alten tyrannisiert und sogar schlägt, nicht zu verdammen?“ fragt Frau Sonthheim im Ton der Ueberraschung.

„Nein, das kann ich nicht! — Die junge Kantippe hatte vielleicht sehr berechtigten Grund, den alten Narren zu meistern; — jeder Mann verdient die Frau, die er hat. Von Rechtswegen gehört der alte, verliebte Gek, der vermuthlich die kleine Frau mit unbegründeter Eifersucht peinigte, auf den Esel, — denn ein richtiger Mann darf sich nicht schlagen lassen; — mir könnte das nicht passiren!“

„Sind Sie dessen so sicher, Herr Doktor?“ fragt Frau Sonthheim mit leisem Spott.

„Unbedingt! — Auch von der schönsten Frauenhand würde ich das nicht dulden!“

„Wenn man Sie schlau überlistete?“

„Das erkläre ich für ganz unmöglich!“

„Gehen Sie darauf eine Wette mit mir ein?“ fragt lauernd und mit kokettem Blick die junge Wittve.

„O, mit Vergnügen!“

„Nun gut, so wetten wir!“

„Um welchen Preis?“

„Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ich zum Vorstand des „Vereins für Unterstützung nothleidender Arbeiterinnen“ gehöre; — wenn Sie sich als besiegt erklären müssen, dann zahlen Sie in die Vereinskasse hundert Mark.“

„Wenn ich mich aber nicht überlisten lasse?“

„Ei, das ist ausgeschlossen,“ lacht übermüthig die siegesbewusste Frau; — „aber als Pflaster auf die Wunde dürfen Sie von mir eine Gunst erbitten.“

„Topp, es gilt!“ ruft der Doktor vergnügt, und die Wette wird mit Handschlag besiegelt.

Frau Bernardi nickt jetzt ihrer Freundin heimlich zu und deutet auf die Thür.

Frau Sonthheim versteht diese Zeichensprache; sie blickt auf die Uhr und spricht, scheinbar erschrocken: „Wie rasch sich die Zeit verplaudert! — O weh, nun komme ich zu spät; — es ist ja heute eine wichtige Vorstandssitzung wegen der Gabenvertheilung, da darf ich nicht fehlen.“

„Sie wollen uns schon verlassen?“ klagt Wellbach und blickt sehnsüchtig nach der schönen Frau.

„Ich muß, Herr Doktor! — Leben Sie alle wohl!“ —

Im Spalt der geöffneten Thür des Nebenzimmers zeigt sich das Schelmeköpfchen Gertruds, die kichernd fragt: „Ist Anecht Ruprecht schon dagewesen?“

„Nein, noch nicht,“ spricht Mama; „aber kommt nur herein, Kinder, — ich habe schon ein ganz unheimliches Poltern gehört.“

„Ha, ha! — ich fürchte mich nicht!“ prahlte Hugo koch.

Plötzlich ist ein seltsames Schlürfen und Rascheln im Vorsaal vernehmbar; — alle im Salon Anwesenden machen ein ernstes Gesicht und verhalten sich mäusehensstill. Jetzt werden drei laute, kräftige Schläge gegen die Thür gethan; Trudchen blickt ängstlich nach der Mama, aber Hugo ruft beherzt: „Nur immer herein, wer draußen steht!“

Da schiebt sich ein vom Alter gekrümmtes, häßliches Mütterchen humpelnd über die Schwelle. Um ihre grauen, zerzausten Haare ist ein feuerrothes Tuch geschlungen; das vielfach geflickte Gewand umgürtet ein Strick; tiefe Runzeln durchfurchen das braune Antlitz mit der spitzen Nase; ein stechender Blick aus rothumranderten Augen mustert forschend die Kinder. Die Alte stützt sich mit der linken Hand auf eine Ofengabel und trägt in der rechten die Ruthe; der Rücken ist mit einem groben Sack belastet.

Schlürfend nähert sich das Weib den Kindern, — da ruft Gertrudchen entsetzt: „Mama, — Mama, eine Heze!“

Hüstelnd fragt das Mütterchen in drohendem Ton: „Wart Ihr stets artig? — Könnt Ihr auch recht schön beten?“

Hugo ist blaß geworden, spricht aber ein Gebet, ohne zu flucken; auch Gertrud, die mit scheuem Blick die Heze betrachtet, besteht das Examen out.

Da greift die Alte in den Sack und sagt: „Weil jetzt wieder die heilige Weihnachtszeit ist, wo die Pfefferkuchen auf den Tannensäumen wachsen“ — die Kinder tauschen einen ungläubigen Blick —, „und Ihr, zu meiner Freude, fromm und brav seid, sollt Ihr belohnt werden.“

Gertrud muß ihr Schürzchen aufhalten, das sich mit Lebkuchen, Marzipan, Äpfeln und Nüssen füllt.

Jetzt befragt die Heze den zunächst stehenden Doktor Wellbach mit tiefer Altstimme: „Nun, Du großes Kind, hast wohl das Beten schon verlernt? — Gleich sage das Vaterunser!“

Der Arzt gehorcht, aber nach den ersten vier Sätzen verläßt ihn das Gedächtniß.

Das Mütterchen spricht tadelnd: „O, wie unwissend bist Du! — Das verdient Strafe!“

Bevor der verblüffte Doktor es hindern kann, hat er schon einige derbe Streiche mit der Ruthe bekommen und duckt sich erschrocken; die Szene ist so komisch, daß sie allgemeine Heiterkeit erweckt.

Dann richtet sich die Alte hoch auf, schaut dem erstaunten Arzt triumphirend in die Augen und flüstert mit unterstellter Stimme: „Ich habe die Wette gewonnen!“

Hierauf humpelt Frau Berchta mit gebeugtem Rücken, hustend und schlürfend aus dem Zimmer.

* * *

Schon am nächsten Mittag fährt Doktor Wellbach in seinem eleganten Koupee vor die Villa Sonthheim; ein Diener öffnet die Thüren des Salons, wo ihn die junge Wittwe mit freundlichen Worten begrüßt und entschuldigend sagt: „Ich hat meine Gesellschafterin, für die Weihnachtsbescheerung der armen Kinder Einkäufe zu machen, und aus diesem Grunde empfangen Sie allein.“

Der Arzt überreichte einen kostbaren Blumenstrauß, aus dessen Mitte ein nagelneuer Hundertmarkschein hervorlugt. Frau Sonthheim nimmt die Blumen hochfreut entgegen und spricht lobend:

„Wie brav von Ihnen, daß Sie dem Grundsatz huldigen: „Wer rasch giebt, der giebt doppelt“; — ich danke Ihnen herzlich im Namen der Nothleidenden.“

„Aber vor Ihnen muß man sich hüten, schöne Frau!“ sagt Wellbach scherzend.

„Bin ich wirklich so gefährlich?“

„O, gewiß, Sie sind eine reizende Heze und Zauberin! Damit aber Frau Berchta nicht noch mehr Unheil anrichten kann, soll sie mir die versprochene Günst gewähren.“

„Das ist Ihr gutes Recht,“ lautet die Antwort, die von einem ermuthigenden Blick begleitet ist.

„Nun, dann erbitte ich als mein Eigenthum die liebe Hand, die mich geschlagen hat, und mit ihr die Besitzerin dieser entzückenden Hand.“

„Ach, die gehört Ihnen ja schon längst, mein thörichter, zaghaster und geliebter Freund,“ flüstert erglühend die junge Wittwe und sinkt an seine Brust.

(Nachdruck verboten.)

Weihnachten in der Kaserne.

Von H. von Osten.

„Na uff den heiligen Abend freut Euch uur, da ist Fliedstunde! da könnt Ihr den ganzen Abend über nähen!“

So hatte einer von den älteren Soldaten, die im zweiten Jahre dienten, den Rekruten vorgeredet, und wer da aus seiner Militärzeit weiß, was für die Soldaten Fliedstunde bedeutet, nämlich der Schrecken aller Schrecken, der wird sich leicht die Empfindungen der Neulinge vorstellen können, die bei solchen Vorstellungen von einer Weihnachtsfeier sie beschließen.

Da war es doch zu Hause schöner gewesen, wenn man auch die ganzen Tage vor dem Weihnachtsfest tüchtig hatte arbeiten und schaffen müssen, bis in den Weihnachtsheiligabend hinein. Aber dann hatte man doch um den Weihnachtsbaum herum fröhlich sein können, hatte andere Menschen fröhlich gesehen und gewußt, daß Festtag ist. Und das sollte nun alles beim Militär aufhören!

Als dann aber zwei Tage vor dem Feste der Stubenälteste sagte: „Na, wir wollen zusammenlegen und uns ein Bäumchen kaufen und ausschmücken!“ Da kam mit der Gewißheit, daß auch für die große Familie in der Kaserne der heilige Christ geboren ward, über die Rekruten die Festfreude, und als der erste derselben in dem Jubel seines Herzens ein Zehnpfennig-Nickelstück in die Hand des Stubenältesten legte, sagte der ganz erstaunt: „Na, Du Broß, das ist viel zu viel! Thu Dich man nicht so groß, die Hälfte ist allermeist genug! Wir können doch hier keinen Niesenbaum hineinstellen!“

Nun, ein Niesenbaum war es freilich nicht, den Schmidt, der vom Stubenältesten dazu ausgesandt war, als Weihnachtsbaum heimbrachte. Aber das Bäumchen sah ganz prächtig aus, und jeder der Kameraden trug dazu bei, es auszuschmücken. Der Rekrut Haase erregte sogar die allgemeine Bewunderung, als er aus einer Kiste mit großer Geschicklichkeit — er war gelernter Drechsler — einen Kopf schnitzte, den alle sogleich als Kopf Kaiser Wilhelms erkannten. Der wurde an der Spitze des Bäumchens befestigt, daß er daselbe krönte.

„Das hast Du famos gemacht, Haase,“ meinte der Stubenälteste, „wenn das die andern sehen, sind sie fuchsneidisch auf uns. So'n feinen Baum haben sie nicht mal im Offizierskasino!“

Da kam die erste Kiste aus der Heimat an. Gericke, der diese Sohn eines wohlhabenden Bauern, war der Glückliche, der sie erhielt und sich sofort an das Öffnen derselbe machen wollte. Aber die älteren Kameraden meinten, das möge er nur lassen, bis die anderen auch ihr Liebespäckchen hätten; es wäre doch viel schöner, wenn dann alle zusammen unterm Weihnachtsbaum die Kisten von daheim öffneten.

„Na, wenn aber Schwären drinnen sind, die können doch bis übermorgen verderben,“ meinte ganz wehmüthig der dicke Gericke.

„Na meinetwegen,“ entschied der Stubenälteste, „wenn Du's nicht erwarten kannst, dann mach's nur immer auf. Das sag' ich Dir aber, wenn Würste darin sind, mußte jedem etwas abgeben zur Strafe für Deine Voreiligkeit!“

Das war dem dicken Gericke, der seinen Körperumfang sicherlich vom Selberessen und nicht vom Abgeben der Würste bekommen hatte, denn doch zu gefährlich, und er stellte ganz still seine Kiste in den Schrank.

Unter allerlei Neckereien verging die Zeit bis zum heiligen Abend vorbei. Im allgemeinen ist's in der Kaserne viel ruhiger als sonst, denn zahlreiche Mannschaften sind ja beurlaubt. Jedesmal wenn ein paar Weihnachtskistchen eintrafen, wurde gerathen, was wohl darinnen sein mochte und Betten vorgeschlagen.

„Na, der Frost-Friede hat sich wohl gar bei seiner Mutter eine gestrickte Weste und ein Paar Pulswärmer bestellt“, meinte einer, indem er jachtlundig das Packet eines stets frierenden Kameraden befühlte, das sich weich anfaßte. Und bei jeder Kiste und bei jedem Päckchen, das in die Mannschafsstube kam, war ein Jubel und eine Freude, als ob der Inhalt für alle bestimmt sei.

Dann aber, als es Abend ward, stieg die freudige Fest-erwartung auf's Höchste, die sich um 6 Uhr zu einer großen Ueber-raschung steigerte, als einer der Unteroffiziere in der Mannschafsstube erschien und „Antreten zur Weihnachtsbescheerung!“ kommandirte.

Einige der Rekruten glaubten wohl gar, es handle sich um einen Scherz, denn keiner der älteren Kameraden hatte den Neueingetretenen verrathen, daß wirklich eine Weihnachtsbescheerung stattfinden würde.

So ging man denn voller Erwartung in die, ach, sonst mit ganz anderen, nämlich keineswegs angenehmen Gefühlen betretene Unteroffizierstube.

„Donnerwetter! das ist aber einmal fein!“ entschlüpfte es dem vorlauten Becker.

Und es war wirklich fein. Die Unteroffizierstube war gar nicht wieder zu erkennen.

Da war eine große Tafel mit Geschenken, über die eine herrlich geschmückte Weihnachtsstanne ihre mit Silber- und Gold-sitter behangenen Zweige breitete.

„Ja, das war noch einmal eine Bescheerung! Da gab's seine Taschentücher, die in allen Farben prangten, mit prächtigen Bildern darauf, mit dem Kaiser Wilhelm und mit dem Grafen Waldersee und andere wieder mit der ganzen Chinatruppe, und seine Socken und Fußlappen und Haarsbinden, und auf jedem Plaze lag noch für jeden Mann eine prächtige Christstolle und dahinter blinzelte — das Herz ging einem auf bei dem Anblick — eine Flasche mit famosem Punschextrakt. „Sie, Gerichte,“ meinte der Unteroffizier, „daß Sie die aber nicht etwa gleich nachher in einem Zuge austrinken! Davon müssen Sie mindestens noch am Sylvester haben!“

Aber die Bescheerung war immer noch nicht vorbei. Nachdem die Unteroffiziere alle die Gaben vertheilt hatten, wobei sie jedem einzelnen Soldaten soviel Scherzhafes und Liebenswürdigen sagten, wie sonst das ganze Jahr über nicht der ganzen Kompagnie, rückte noch der Herr Leutnant an. Er hatte zwei Kisten Zigarren in den Händen, in die jeder von den Soldaten hineingreifen mußte.

„Na, Sie greifen doch sonst nicht so zaghaft zu, Stübel,“ rief er dem ersten zu, der sich bescheiden eine Zigarre herausnehmen wollte. „Greifen Sie nur tüchtig zu! Die schenke ich Ihnen, Ihr Leutnant!“ Und so ruhte er nicht eher, wie bis Stübel seine Hand voll Zigarren herausgenommen hatte.

„Zerkostet, die Zigarren müssen Sie mit Verstand rauchen!“

„Befehl, Herr Leutnant!“

„Na, seien Sie nicht so leichtsinnig mit Ihren Versprechungen!“

Und als so unter Scherzen und Lachen die Bescheerung von statten gegangen, da bliesen die Musiker das herrliche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht,“ das gleichsam wie ein Gebet die Feier in der Unteroffizierstube beschloß. Und wie ein Gebet ergriff auch das einzig schöne Lied alle Anstehenden. Selbst Gerichte wandte im Verlaufe desselben seine strahlenden Blicke von allen den herrlichen Christstollen und den Punschextraktflaschen ab und machte ein ganz feierliches Gesicht, soweit eben sein rundlicher Vollmond, der von strahlender Gesundheit strotzte, eben feierlich aussehen konnte.

Kaum aber waren die letzten Töne des Liedes verklungen, so packten alle ihre Schätze zusammen und gingen in die Mannschafsstube und dort entwickelte sich erst die rechte Weihnachtsfröhlichkeit.

„Jungens, jetzt werden zuerst die Weihnachtsstuten ausgepackt. Paschke ist der einzige, der keine bekommen hat, der kann aus der Küche inzwischen warmes Wasser holen zum Punsch!“ So sprach der Stubenälteste, und so wurde es gemacht.

Alle machten sich schleunigst an das Öffnen ihrer Packete und als Paschke zur Thüre hinaus war, um das Wasser zum Punschgebräu herbeizuschaffen, rief wieder der Stubenälteste: „Ein Saute, wer nicht von dem, was er gekriegt hat, etwas für den Paschke abgiebt. Der arme Teufel steht ganz allein da. Hier leg ich's her für ihn. Von mir kriegt er Apfel und eine halbe Wurst!“

Und keiner war da, der den liebevollen kameradschaftlichen Worten des Stubenältesten nicht gefolgt wäre, wenn mancher es vielleicht auch nicht gern that, wie zum Beispiel der dicke Gerichte. Der hatte von allen Kameraden angeblich am wenigsten von Hause erhalten. Wie er es fertig gebracht, doch noch vor dem heiligen Abend die Kiste zu öffnen und einen großen Theil des Inhalts in seinem Magen in Sicherheit zu bringen, war allen ein Räthsel geblieben.

Und als Paschke wiederkam mit dem warmen Wasser und der Stubenälteste ihn an den Platz führte, wo die Kameraden ihre Gaben für ihn hingelegt hatten, da war er nicht wenig gerührt und erfreut über diese Liebe.

Dann aber ging's schnell an das Punschbrauen. Das Weihnachtsbäumchen verbreitete seinen festlichen Glanz, und die Punschgläser in der Hand, wurden wieder angestimmt. Erst war's ganz feierlich; „Stille Nacht, heilige Nacht“ erklang stimmungsvoll den Heigen, dann kam „Heil Dir im Siegertranz“ an die Reihe und dann die lustigen Soldatenlieder.

Das war eine Fröhlichkeit, wie die Rekruten sie in den steifen, ersten Mauern der Kaserne nicht für möglich gehalten hätten!

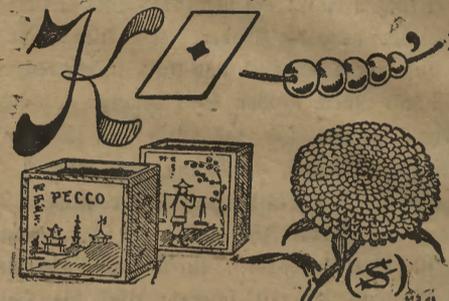
Ja, war man denn wirklich in der Kaserne! Der Punsch umnebelte etwas die Sinne, der Dampf der Zigarren und Pfeifen that das Uebrige dazu. Ob's nicht alles nur ein Traum war? Doch nein, da waren ja die Kameraden, alles so prächtige Menschen, auch die älteren Soldaten, die mit den erst vor wenigen Wochen eingetretenen heute zum ersten male in der weihnachtsfröhlichen Punschstimmung sich eins fühlten und echt kameradschaftlich thaten. Da klangen die Gläser, Becher und Töpchen — jeder hatte ein anderes Trinkgefäß — fröhlich aneinander: „Auf Dein Wohl!“ — „Dante! Auch auf Deins!“ — „Auf das, was wir lieben!“ — „Auf fröhliche Kameradschaft!“

So wird gejubelt, getrunken, geschätzt und gelacht, bis endlich die Zeit zum Schlafengehen da ist. Und als die Soldaten antraten, um den Schlafsaal aufzusuchen, da konnte sich Paschke nicht enthalten zu seinem Nebenmann zu sagen: „Du, Lieske, solch' schönen Abend habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt, wie diesen Weihnachtsabend in der Kaserne!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Weihnachtsräthsel.

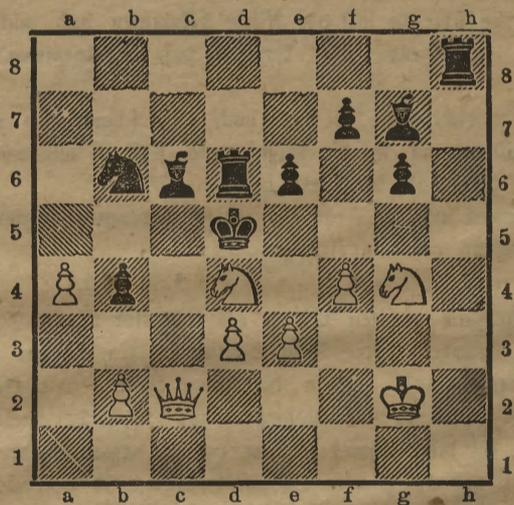
Willst Du das Räthsel ergründen,
Mußt Du fünf Paare finden.
Aus Chemnitz, Brieg, Stettin,
Aus Ansbach und Raumburg zieh
Die Paare in alle Welt.
Sie bilden das liebliche Ganze,
Das Großen und Kleinen gefällt,
Und strahlen im festlichen Glanze.

Telegraphenräthsel.

Die Punkte und Striche entsprechen den einzelnen Buchstaben nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführter Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang bezeichnen, was unsere lieben Kleinen zu Weihnachten erfreut.
Braut — Chor — Ecke — Geist — Masche — Mund.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 5. Zuge matt. (9+10)

Auflösung des Bilderräthfels.

Apfelsuchen.

Auflösung der Charade.

Leibgericht.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. c, dB, a10, 9, 7; bD; cA, 8; dA, D.
M. bB; aD; bA, 10, 8, 7; c10, K, D, 7.
S. aB, aK; bK, 9; c9; d10, K, 9, 8, 7.
Skat: aA, 8.

Spiel:

V kann anspielen, wie er will, M braucht keinen Stich zu nehmen.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Kurt Bouvier, Oswald Reitz, Hugo Wendland, Ludwig Gramowski, Mieke G., F. Bock, Richard Nisch, Robert Schnur, Heinrich Jasiak, Rudolf Lichtenstein, Bromberg, Fritz Nau, Prinzenthal, Bruno Reitz, Schwedenhöhe, Anna Krause, Babischin, Ludwig Grundtmann, Oskar Fiedler, Stanislaus Musielewicz, Bromberg.